

Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 6

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“, Bremerhaven-Wefermünde

Juni 1936

Mitteilungsblatt der „Männer vom Morgenstern“

Heimatbund an Elb- und Wesermündung e. V.

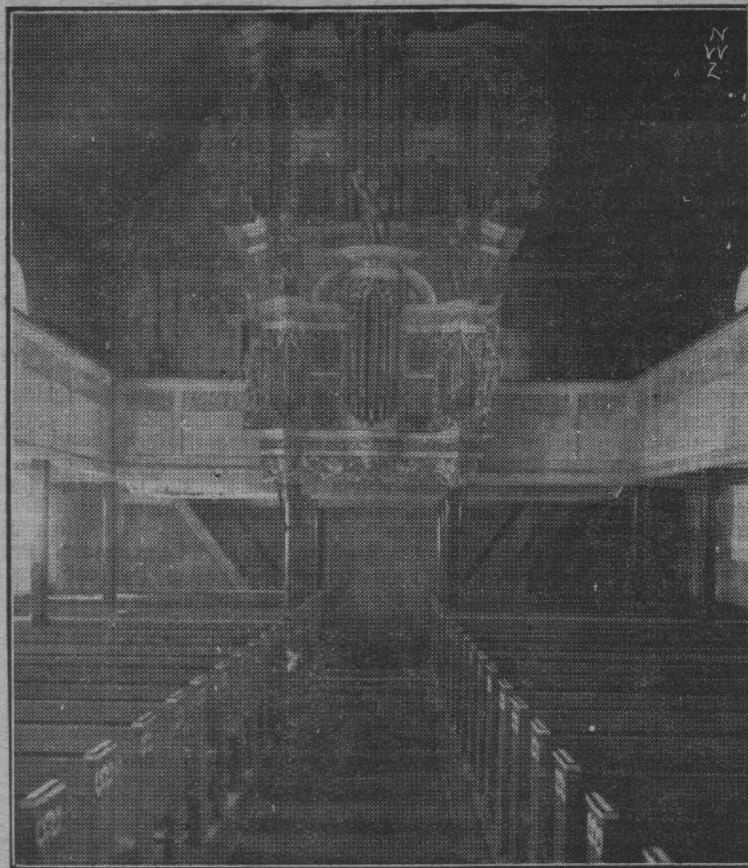
120 Jahre Capperler Schnitger-Orgel

Von Dr. Ludwig Urps, Wefermünde

Seit vier Jahren saßen jetzt die Franzosen im Lande und schienen nie wieder gehen zu wollen. Gerade eben, am 13. Dezember 1810, war das Land Wursten mit dem Küstenstrich durch französischen Senatsbeschluss vom Königreich Westfalen losgelöst und dem Imperium direkt unterstellt worden. Commune Cappel, Marie Spiels, Ranton Dorum, Arrondissements Bremerslehe im Departement der Wesermündung war jetzt die amtliche Bezeichnung. Wer wagte zu hoffen, daß die ständig straffer werdende französische Herrschaft überhaupt einmal wieder endigen würde! Der Handel mit England war gelähmt, und Napoleon preßte die Mittel für seine ständigen Kriege aus dem Lande. Die Not war groß und wurde noch größer.

Den Organisten des Kirchspiels Cappel drückten die Sorgen und Gedanken wie einen jeden. Er versuchte sie durch Ueben von Weihnachtsliedern auf der Orgel zu verschleichen. Aber eine befreiende Stimmung wollte an diesem kalten und trüben 18. Dezember 1810 nicht einmal in der Kirche aufkommen. Auch dem Pastor Johann Hinrich Bergholt würde es am Sonntag schwer fallen, mit einer noch so schönen Adventspredigt diese Zeit ein wenig vergessen zu machen. Auch er konnte nicht mehr über die privaten Kimmernisse hinwegsteigen. Seine Einkünfte, die Kirchenpachten, sanken ständig, Gebühren für kirchliche Amtshandlungen durfte er oft gar nicht fordern. So kam er, obwohl ohne Familie, in Schulden. Mißmutig übte der Organist auf der neuen Orgel. Im Sommer des Jahres 1800 war sie gebaut und am 4. März 1801 eingeweiht worden. Eintausenddreihundert Taler in Gold hatte der Orgelbauer Wilhelm aus Stade dafür erhalten und dazu die alte Orgel, deren Wert man auf 100 Taler schätzte. Welche Summen heute! Welche Zeiten waren das vor erst zehn Jahren, als man diese Summe ohne große Mühe durch eine Nebenanlage aufgebracht hatte. — Es war heute nichts mit dem Orgelspiel, mißmutig ging der Organist nach Hause.

Es dauerte nicht sehr lange, daß die Leute Rauch und Qualm durch das Dach der Kirche steigen sahen. Bald brannte an der Turmseite helles Feuer und griff auf die ganze Kirche über.



Den Organisten wollte fast der Schlag rühren: er hatte die Feuerfackel bei der Orgel vergessen! Sollte ihr Boden durchgebrannt sein und so Orgel und Kirche in Flammen gesetzt haben? Es gab keine Möglichkeit, daran zu zweifeln. Wo war bei den vereisten Gräben Wasser zum Löschen! Man mußte dem Ostwind dankbar sein, daß er die Flammen von den Pfarrhäusern und sechs kleinen Wohnungen des Dorfes wegstrieb. Nur den Turm, diese Zierde des Landes Wursten, konnte man vor dem Schlimmsten bewahren. Die Capperler Kirche brannte aus.

Da verbrannte zunächst die neue Orgel. Die Flammen verzehrten das in Holz gehauene und bemalte Epitaphium, das der Landesvorsteher Friedrich Stoers im Jahre 1683 hatte setzen lassen.

Drei alte Fahnen, Andenken an einige verstorbene Offiziere der großen Capperler Familien Fommes und Stoers, knisterten einen Augenblick und waren dann gewesen. Den alten Degen und die Sporen, die daneben hingen, fand man nachher als formlose Klumpen wieder. Der Altar sank zusammen, und das Crucifix wurde zu Kohle. Thebe, die Tochter des Lieutenants Ernst de Frehse, Ehefrau des Landesvogts Friedrich Stoers, hatte mit ihren zehn Kindern ihn 1692 zu Ehren des Allregierers bemalen lassen. Ein dummer Fall belehrte die Bauern, daß die Kanzel, 1649 von der Witwe Steders erneuert, zu Boden gefallen war. Und alle Trümmer deckte das einstürzende Gewölbe. Daß die alten, in goldenen Rahmen gefaßten Papiere auch zu Asche geworden waren, betriebe am wenigsten; sie waren doch nicht mehr zu lesen gewesen. — Der Mittelpunkt des Dorfes war zu einer Stätte des Grauens geworden, wie die Kirchenjuraten in einem Schreiben klagten. Sie hatten „den Tempel gänzlich verloren, der der Verehrung des Höchsten erst die rechte Würde gab.“

Wo man Weihnachten 1810 und Neujahr 1811 zusammenkam, wurden die Gesichter blaß, wenn die Summe genannt wurde, die zur Wiederherstellung der Kirche erforderlich war: 7000 Taler, ungeachtet die Orgel! Das war schlimmer, als wenn das ganze Dorf abgebrannt wäre. Fast 1300 Taler betrug das Kirchenvermögen, 1000

Taler konnte man zu 5 Prozent leihen, aber wie sollte der Rest gedeckt werden? 165 Feuerstellen waren im Kirchspiel, nur 32 Einwohner hatten Pferde. Man brauchte in den Eingaben an das Konsistorium und den Prästern nicht zu unterstreichen, daß es durch Steuern unmöglich ginge. Die Kirchenjuraten suchten um die Erlaubnis nach, in den anderen Kirchen der Herzogtümer Bremen und Verden Sammlungen veranstalten zu dürfen. Als der Pastor Bergholt im Jahre 1812 starb und eine Schuldenlast von 1500 Talern hinterließ, dachte man gar daran, die zweite Pfarrstelle eingehen zu lassen, um wenigstens einen Geistlichen ordentlich beförden zu können und um einiges zu erübrigen, das die Wiederherstellung der Kirche

möglich machte. — Dabei war mit dem Präfecten des französischen Imperiums zu rechnen, der andere Gedanken und Sorgen hatte als die Wiederherstellung der Capperler Kirche. „Hochgeborener Herr Präfect, Gnädiger Herr Cammerherr unseres großen Kaisers, Höchstzuverehrender Herr!“ schrieben Maire und Municipalräte der Commune Cappel an den Grafen Carl von Arberg in Bremen. Doch dem war es wichtiger, daß die friesischen Bauern am 15. August 1811 den Geburtstag Napoleons gebührend feierten. Auch die Glocken dieses gespenstischen Kirchturms mußten am 14. August läuten und am 15. August, morgens 6 Uhr, nochmals, um den Korien zu ehren. Wer ahnte, daß dieses die letzte Geburtstagsfeier Napoleons in diesem Lande war! Sein Stern sank, und um so weniger hatte der Präfect von Arberg Zeit und Lust, die so sehnlichst erwartete Wiederaufbaugenehmigung zu erteilen. Schon am 21. September 1811 ist zu dem Stempel-Einnehmer Mörfing in Stade, der ein Darlehen von 1000 Talern bereithielt, das Gerücht gedrungen, die Capperler Kirche sollte überhaupt nicht wieder aufgebaut werden, sondern vollständig eingehen. Er hatte sicher Nachfrage genug für die 1000 Taler.

1812 begann die Wende. Wohl hatten an die 200 Wurster unter Napoleon nach Rußland ziehen und hatten auch Einwohner von Cappel an der Franzosenbrücke in Lehe ihr Leben lassen müssen, aber seit dem 16. Dezember 1813 war die alte Wurster Landesküche wieder in ihre Rechte eingesetzt worden. Mutig und frisch schrieben am 10. September 1814 die Capperler Kirchenjuraten an das Konsistorium:

„Es sind nun schon bald 4 Jahre, als wir das Unglück hatten, daß unser Gotteshaus ein Raub der Flammen wurde. Die französische tyrannische Oberherrschaft, welche uns in die fürchterlichste Knechtschaft versetzte, raubte uns nicht allein alle Mittel, sondern auch den Muth, die Kirche, das erste und größte Bedürfnis des Christen — denn was ist eine Gemeinde ohne Kirche anders als ein Schiff ohne Ruder zu betrachten — wieder herzustellen zu können, wenn wir auch dazu die Erlaubnis hätten erlangen können. Die slavische Herrschaft hat endlich aufgehört zu seyn. O, wer möchte es seyn, der nicht dem Magistrat für eine solche Befreiung sowohl im Stillen als öffentlich seine Dankbarkeit zu erkennen gäbe!“

An vielen Orten werden Denkmäler zur Erinnerung an diese so äußerst wichtige Begebenheit errichtet und wir sollten den Ort, wo sonst Gottes Ehre wohnte und wo die Verehrung des allerhöchsten Wesens das Feierlichste habe, noch länger als Schutthaufen, der mit Gras und Kraut bewachsen ist, ansehen müssen? — Nein, dies können und wollen wir nicht. Wir sind daher entschlossen, deshalb alles nur Mögliche anzuwenden.“

Man schrieb jetzt nicht mehr vergeblich, und im Mai 1815 konnte mit dem Wiederaufbau begonnen werden. Es kostete noch viele Mühe, die Gelder waren sehr knapp, und die leeren Sädel der Staaten konnten nicht auf die das Material vertuernden Bölle verzichten. Knapp wie das Geld waren auch die Bauhandwerker, denn gegen Frankreich sollte Waterloo noch geschlagen werden. Aber im Dezember 1816 war die Kirche doch bis auf die Malerarbeiten wiederhergestellt. Sie war eine moderne Kirche des herrschenden Empirestiles geworden und enthielt nichts mehr von der Geschichte einer friesischen Bauernrepublik, von der Größe und Frömmigkeit ihrer Geschlechter. Das alles zerstörte der Brand von 1810. Aber in diesen einfachen, ja, fast dürftigen Raum, der nichts Ueberflüssiges enthielt, dem man die Sparsamkeit der Nothzeit anmerkte, kam eine wunderbare Barockorgel, eines der kostbarsten Werke unserer engeren Heimat.

Wie durften die Kirchenjuraten bei den großen Baukosten, bei den gewaltigen Lasten der Kriegszeit und bei den niedrigen Getreidepreisen, die jedem die Lust nahmen, Land zu bauen, auch wenn er weit weniger als 5 Taler für ein Stück zahlen sollte, wie also durften sie daran denken, noch 1000 Taler oder mehr für eine neue Orgel anzuwenden? Da schrieb der Orgelbauer Wilhelm aus Stade seinem Freund, dem Capperler Organisten Gehlen, daß der Prinz Schmühl in Hamburg aus der St. Johannis-Klosterkirche eine Magazin gemacht habe, deshalb die darin befindliche Orgel herausbefördert sei und diese nun von den Hamburgern verkauft werden sollte. Die

Kirchenältesten von Cappel hatten zwar Bedenken bei einer gebrauchten und so degradirten Orgel und bedauerten, sich eine neue noch nicht leisten zu können. Doch kaufte man schließlich die Orgel für 600 Taler. Nochmals rief man die Hilfe der Landdrostei in Stade und des Konsistoriums an und fand ein offenes Ohr. Der brave Organist Gehlen schrieb manchen Brief, und wir verstehen ihn, wenn er einmal schreibt: „So versichere ich Ihnen hiermit auf meine Ehre, daß ich bereit bin, lieber 50 Thaler aus meiner Tasche zuzulegen als noch länger und vielleicht noch einige Jahre ohne Orgel zu seyn.“ Durch sein Beispiel regte er die vermögenden Mitglieder der Gemeinde zu einer Spende an, so daß im Sommer 1816 die Orgel auf Wagen von Ribbüttel geholt werden konnte, wohin sie von Hamburg zu Schiff transportiert wurde. Wilhelm aus Stade baute sie auf, und am 21. Dezember 1816 bestätigte der Badingbütteler Organist Delrich, daß sie „correct, dauerhaft und schön zusammengekehrt ist.“ Herr Cordshagen von der St. Johannis-Klosterkirche in Hamburg freute sich, daß seine für den Wiederaufbau der Capperler Kirche beigetragen zu haben, und wollte den Cappelern auch noch die Glocken seiner Kirche verkaufen. Aber die Capperler waren froh, wenigstens ihr Gotteshaus wiederhergestellt zu sehen; die Lasten waren schwer genug. Weihnachten 1816 leitete diese Orgel den Gesang schwergeprüfter Bauern, die bei all den Wirrnissen der Zeit durch sechs Jahre auch noch ihre Kirche entbehren mußten, die jetzt aber froh einer ruhigeren, wenn auch noch lange schweren Zeit entgegenzusehen konnten.

Welchen Schatz Cappel aus Hamburg bekommen hatte, wußte sicher keiner der Beteiligten. Mit keinem Wort wird in den Verhand-

lungsschreiben erwähnt, daß es sich um ein Werk des Orgelbauers Arp Schnitger handelt, der mit Komponius, Scherer und Engler zu den großen Orgelbauern der klassischen Zeit gehört. Arp Schnitger, ein Sohn der Niederweiser, baute sie 1679. Damals, nachdem die technischen Voraussetzungen für ein vollgültiges Orgelspiel gefunden waren, entstanden diese klassischen Werke, die man später eine Zeitlang vergaß, auf die man sich aber seit einem Jahrzehnt als die Vorbilder der Kultorgel bekennt. Dietrich Bugte hude spielte damals auf diesen Werken und auch der Badingbütteler Organist John Vincent Lübeck, der verschiedentlich als Musikfachverständiger Orgelwerke Arp Schnitgers bei ihrer Abnahme zu begutachten hatte.

Erst in der neueren Zeit ist man auf den Wert der Capperler Arp-Schnitger-Orgel aufmerksam geworden, als häufig Orgelfenner nach Cappel kamen, die gehört hatten, wie dieses Werk von Hamburg in das Land Wursten verschlagen sei. Doppelt aufmerksam wurde man, als von Hamburg Verhandlungen eingeleitet wurden, um das Werk zurückzuerwerben, wobei als Ersatz eine völlig neue Orgel angeboten wurde. Die Verhandlungen schlugen fehl, und neuerdings steht diese Orgel als ein Werk von Denkmalswert unter dem besonderen Schutz des Landeskirchenamtes. Es wird auch wohl einmal die Mittel geben, damit das schöne Barockwerk so ausgebaut werden kann, daß die Klangfülle wiederhergestellt und gesichert ist. Der reine und ungetrübt Klang der Arp-Schnitger-Orgel wird dann noch lange die Gemeindeglieder für den unsagbaren Kummer entschädigen, den die Väter von 1810 bis 1816 in der Franzosenzeit ohne Gotteshaus erleiden mußten.

Aus der Vorzeit Niederdeutschlands

Tagung der vereinigten Verbände für Altertumsforschung.

Der Nordwestdeutsche und der West- und Süddeutsche Verband für Altertumsforschung hatten ihre Mitglieder und die Vertreter der Behörden und der interessierten Körperschaften zu einer gemeinsamen Tagung in Bonn vom 2. bis 5. Juni eingeladen. Von den Vorträgen seien nur die hier genannt, die über die Vorzeit des niederdeutschen Gebietes handelten; naturgemäß hatte etwa die Hälfte der Vorträge west- und süddeutsche Erscheinungen zum Gegenstand.

Der erste Vortrag von Direktor Dr. Sprockhoff, Frankfurt a. M., „Das germanische Element im vorgeschichtlichen Westdeutschland vor Eintreten der Römer“ brachte eine Geschichte des germanischen Siedlungsgebietes in Westdeutschland aus berufentem Munde. Eine Folge genauer Verbreitungsarten bestimmter Altertümergeattungen von der jüngeren Steinzeit bis zur Zeitwende ließ erkennen, wie von einem kleinen Kerngebiet aus die Germanen allmählich ihren historischen Siedlungsraum besetzten.

Der Vortrag von Dr. Tischler, Kiel, „Stammeskundliche Fragen in Schleswig-Holstein während der römischen Kaiserzeit“, brachte ein Ergebnis, das jeden flammesbewußten Niederdeutschen geradezu ergreifen muß: Zu den ersten Jahrhunderten n. Chr. war die Bevölkerung Schleswig-Holsteins in mehrere völkisch-kulturelle Gruppen aufgeteilt, deren Siedlungsgebiete meist durch natürliche Grenzen — unfruchtbare oder unwegsame Landstriche — voneinander geschieden waren. Eine dieser Gruppen hat den Nordosten der jütischen Halbinsel inne und zeichnet sich in jener Zeit durch reiche Gestaltung ihrer kunsthandwerklichen Erzeugnisse und durch eine Bestattungssitte aus, der zufolge die Gräber mit einem unterirdischen steinernen Schutzbau umgeben sind. Der Gedanke des Steingrabbaues ist nun hier offenbar seit der jüngeren Steinzeit wirksam — jener Zeit, in der die großen Steingräber auch unserer näheren Umgebung erbaut wurden —, und schon damals tritt dieses Gebiet kulturell besonders produktiv und geschlossen hervor. Beachtet man nun dabei, daß noch heute hier ein besonderer Dialekt gesprochen wird, und daß die Grenzen dieses heutigen Sprachgebietes wie die des Gebietes der vorgeschichtlichen Kulturäußerungen mit Wasserscheiden und Klimagrenzen zusammenfallen, dann erkennt man, daß die heutige bauerliche Bevölkerung Nordostjütlands seit 4000 Jahren bodenständig ist!

Der öffentliche Vortrag am Abend des ersten

Kongreßtages von Direktor Lund, Hadersleben, zu dem ein großer Hörsaal der Universität bis auf den letzten Platz gefüllt war, über neue Baumfargunde führte in nahe benachbarte Gegenden. Für den Vorgeschichtler ist mit „Baumfarg“ die Vorstellung von jenen kostbaren Funden verbunden, die uns über die Kultur der Germanen der Bronzezeit, etwa zwischen 1500 und 1200 v. Chr. so viel mehr gelehrt haben, als es sonst Bodenfunde vermögen. Die Bestattungssitte jener Zeit erforderte es, daß der Tote mit Kleidung, Schmuck und Waffen, einer Aussteuer von kleinen Alltagsgeräten und einem Mundvorrat bestattet wurde, in einem Sarg, der aus einem frischen Eichenstamm massiv herausgeschnitten wurde. Beim Begräbnis wurde der Sarg zunächst mit Steinbrocken bepakt und dann darauf ein großer runder Erdbügel aufgewölbt. Die Gerdäureeinwirkung des frischen Eichenholzes und der völlige Abschluß gegen den Wechsel von Luft und Kälte haben in einigen Fällen alle jene organischen Stoffe, die sonst vergehen und verwesen, erhalten: Haut und Haar der Leichen, Gewebe und Lederzeug der Kleidung und hölzerne und beinerne Teile der sonstigen Ausstattung. Ein neuer Fund dieser Art aus der Gegend von Hadersleben wurde mit reichem Lichtbildmaterial, das auch zugleich den landschaftlichen Charakter jener Gegend der Hörerschaft nahebrachte, von Direktor Lund, der die schwierige Ausgrabung und Vergung für das Kopenhagener Museum durchgeführt hat, vorgeführt: Ein junges Mädchen ist in der bekannten Tracht jener Zeit, Bluse und weitem Faltenrock, bestattet worden; die Gewebe sind ausgezeichnet erhalten und lassen noch Worten in farbiger Fierweberei gut erkennen. Neu war die Haartracht — das reiche blonde Haar ist vollständig erhalten! —: Es war noch eine Perücke über das natürliche Haar gefest, die also zu einer Wirkung ähnlich wie der erhöhten Rokokofrisuren, nur nicht so übersteigert, geführt haben muß. Ueber Perücke und eigenes Haar war noch ein zusammenhaltendes feines Haarnetz gezogen. So sind wir mit unseren Vorstellungen vom Bild der Germanen jener Zeit wieder um ein gutes Stück weiter gekommen. Für die Frage des Abschlusses gegen Feuchtigkeitwechsel waren die genauen Beobachtungen am Hügel aufbau aufschlußreich. Die Erdbügel bestehen zum guten Teil aus Blaggen und wurden auf eine bestehende Pflanzenbede der flachen Erde aufgelegt. Die eingeschlossenen Gras- und Heideschichten wurden ausgelaugt

und es bildeten sich Ortsteinschichten. Daß diese Wasser und Luft nicht hindurchlassen, weiß jeder, der in Nordwestdeutschland einmal eine Heide- oder Moorkultivierung gesehen hat.

Der Vortrag von Privatdozent Dr. Jan-kuhn-Kiel: „Die Bedeutung des Torsberger Fundes“ ging von jenem großen Moorfund aus, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ans Licht kam und dessen Fülle von Waffen, Schmuckstücken, Werkzeugen und Kleidungsstücken damals als eine den Göttern geweihte gesamte Beute eines siegreichen Feldzuges erklärt worden war. Die sorgfame Arbeit des Fundes und eine kritische Betrachtung der Nachrichten aus späterer Zeit über die Dertlichkeit, das Torsbergmoor und seine Nachbarschaft, haben zu wesentlich anderen und weiteren Erkenntnissen geführt: Es handelt sich nicht um eine einmalige Niederlegung, sondern die Sachen sind im Laufe mehrerer Jahrhunderte, etwa vom 1. bis 5. Jahrhundert n. Chr., dort einzeln der Gottheit geopfert worden. Es befand sich hier ein alter Kultplatz, und zwar war es wahrscheinlich der altnordische Gott Ullr, dem hier geopfert wurde.

Die Befestigungsfahrten litten unter heftigem Dauerregen. Den stärksten Eindruck nahm man wohl von der Erdenburg mit, einer Wallburg, die auf einer beherrschenden und zugleich gebetteten Bergnase von Germanen der Zeit um oder kurz nach Chr. Geburt angelegt worden ist; offenbar als strategische Gegenleistung gegen das Römische Köln-Deuz, das bei klarem Wetter in etwa zwölf Kilometer Entfernung im Westen sichtbar ist.

Vor dem eigentlichen Beginn der Tagung standen noch einige organisatorische Fragen zur Beratung; deren wesentlichstes Ergebnis hat über den Kreis der Vertreter hinaus Interesse und hoffentlich fördernde Wirksamkeit: Die beiden veranstaltenden Altertumsverbände der Tagung haben sich zu einem Verband zusammengeschlossen, dessen Vorsitz der Abteilungsleiter des Kulturbereichs der Rheinischen Provinzialverwaltung, St.-Standartenführer Landesrat Dr. Apffelstaedt, und

dessen Protektorat, der Landeshauptmann der Rheinprovinz, Reichsinspektor Hg. Saake, übernommen hat. Der Zusammenschluß unter dieser Führung wird auf sachlich gute und ideell belebte Arbeit an der Forschung und nützlich-verständliche Aufbereitung ihrer Ergebnisse hinwirken, zum Nutzen der Zusammenarbeit auch der gesamten deutschen Altertumsforschung, vor allem aber des Deutschen Volkes, dessen Heranführung, Bildung und geistig-seelischen Bereicherung jede Forschung zuerst und zuletzt zu dienen hat. Lincke.

Kunstfertige Vorzeit

Der Feuersteindolch in Stade.

„Das erste Wollgewebe aus der Steinzeit des nordischen Kulturkreises“ — unter dieser Überschrift berichtet im „Stader Heimatmuseum“ der Leiter des Stader Heimatmuseums, A. Cassau, über den Fund des einzigartigen Feuersteindolches von Wippenkathen. Dieser Feuersteindolch mit Holzgriff, verzierter Lederseide und Tragriemen ist unter Leitung von Professor Reinerth im Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte eingehend untersucht und konserviert worden und bildet nun neben den Kleidungsstücken der Moorleiche aus sächsischer Zeit und neben den prachtvollen Rädern eines Bronzewagens das Hauptstück der neu aufgestellten Sammlung in der Admiral-Scheer-Straße in Stade.

Aus dem erwähnten Untersuchungsergebnis teilt A. Cassau folgendes mit: „Der Holzgriff des aus grauem sorgfältig bearbeiteten Feuerstein hergestellten Dolches besteht höchstwahrscheinlich aus Erlenholz, die Lederseide aus Schafleder. In den Längskanten der Scheide war innen ein dünner, weicher Lederstreifen eingelastet, damit die Dolchkanten das Leder der Scheide nicht beschädigen konnten; eine überraschende Sorgfalt des Herstellers. Auch dieser Schutzstreifen besteht aus Schafleder. Dagegen ist der 70 Zentimeter lange dicke Riemen, der bei der Auffin-

dung um den Dolch gewickelt war und durch die Art seiner Befestigung eindeutig als der Tragriemen erkannt wurde, aus besonders gut gearbeitetem Rindleder verfertigt. Seine beiden Enden mit je 8 kleinen Löchern für den Schnürfaden waren mit diesem an der Unterseite der Scheide befestigt, die also auch am Gürtel des Trägers hing, wenn der Dolch benutzt wurde. Offenbar zwecks absichtlicher Niederlegung im Moor als Opfergabe für eine Gottheit wurde der Tragriemen an einem Ende gelöst, um Griff und Scheide gewickelt und bei der Dolchspitze befestigt (Zustand der Auffindung), damit Dolch und Scheide ein Ganzes blieben. So läßt sich eigenartigerweise aus dem Riemen-Befund nachweisen, daß der Dolch nicht eines Tages verloren wurde, sondern wie so mancher andere schöne Moorfund zu einem kultischen Zweck niedergelegt wurde. Wahrscheinlich war dieser prächtig umkleidete Dolch die Lieblingswaffe seines Besitzers, der sie jedoch, wohl aus besonderem Grunde, opferwillig zu einem höheren Zweck bestimmte.

Die Bedeutung dieses Fundstückes wird ferner dadurch noch erheblich erhöht, daß unter dem Holzgriff ein Stück Wollgewebe festgestellt wurde, dessen Fäden aus einem Gemisch von Pflanzenfasern, Schafwolle, Schafgrannen, Rinderhaaren, Ziegenhaaren und Pferdehaaren gesponnen waren. Zur besseren Befestigung im ausgehöhlten Holzgriff war also der Dolchgriff mit einem Stück Zeug umwickelt, und dieser einfachen technischen Maßnahme verdanken wir die Erhaltung des ersten Wollgewebes aus der Steinzeit des nordischen Kulturkreises. Da somit die Kunst der Weberei schon in der Steinzeit geübt wurde, kann als sicher gelten, daß unsere Vorfahren schon vor 4000 Jahren und darüber Wollkleidung trugen, vielleicht ganz ähnliche Trachten wie etwa 500 Jahre später in der Bronzezeit. — Durch die Mooruntersuchung ist das hohe Alter des Fundes bestätigt worden.

Der Dolch von Wippenkathen zeigt also mit erfreulicher Deutlichkeit, daß man sich das Können und die Lebenshaltung in urgeschichtlicher Zeit nicht so primitiv vorstellen darf, wie es sonst oft geschah.

Lebendige Heimatarbeit

Mitteilungen und Hinweise aus dem Arbeitsgebiet und seiner Umgebung

Heimattagung in Himmelpforten. Der Stader Geschichts- und Heimatverein hielt in Himmelpforten seine erste diesjährige Tagung ab. Museumsleiter Dr. Wegewitz aus Harburg-Wilhelmsburg hielt einen Vortrag über altgermanische Totenbräuche. Der Redner entwickelte ein anschauliches Bild von dem hohen Stande der Technik und der Kultur der Bronzezeit, aus der eine große Anzahl der in der engeren Heimat gemachten Bodenfunde stammen. Zum Schluß wies der Redner auf die verfeinerten Arbeitsmethoden der Vorgeschichtsforschung hin und forderte zur weitestmöglichen Schonung und Wahrung der vorgeschichtlichen Denkmäler im Gelände auf, die fast immer außerordentlich wertvolles Material bergen. —nl.

Die Wanderschaft des Heimatbundes nach Samstedt wies aus allen Teilen unseres Arbeitsgebietes, aus den Unterweserküsten, Hamburg, Cuxhaven, Otterndorf usw. einen sehr guten Besuch auf. Einen ausüßlichen Bericht über den Verlauf der Fahrt sowie über die Vorträge von Lehrer W. Klenk und Professor Rippenberg, Bremen, brachte die „Nordwestdeutsche Zeitung“ vom 20. Juni, Nr. 142. Klenks wertvolles Material, namentlich auch an Karten, Skizzen, Tafeln und Zeichnungen wird — wie der Herausgeber des Jahrbuches, Archivrat Dr. Erich von Lehe, mitteilte — im nächsten Jahrbuch veröffentlicht werden. In bezug auf die Ausführungen von Professor Rippenberg verweisen wir auf die Arbeit in der Mainummer des „Niederdeutschen Heimatblattes“. C.

Der 6. Niederdeutsche Bühnentag in Rühringen unter Leitung seines Obmanns Dr. Ivo Braak und unter Beteiligung bekannter plattdeutscher Dichter wie August Hinrichs, Dr. Carl Budich, Karl Bunje und des Oldenburger Darstellers Fritz Hoopts wies eine Beteiligung von über 100 Teilnehmern aus Oldenburg, Delmenhorst, Brake, Naltinghausen, Wesermünde, Norf, Jever und Borkum auf. Dr. Ivo Braak, Kiel, sprach über das Thema: „Letzte Werte und Notwendigkeiten unserer niederdeutschen Sprache.“ Seine Ausführungen waren der Höhepunkt der Tagung. Es folgte eine Aussprache über das Verhältnis zur NS-Kulturgemeinde. In Zukunft wird jede Bühne eine Prüfung ablegen

müssen, um der Reichskulturkammer angegliedert werden zu können. Als nächster Tagungsort wurde Brake bestimmt. C.

Dr. Hans Böttcher f. Seit der Errichtung des Hamburger Senders hat der Verstorbene dort die Belange der plattdeutschen Sprache und der Heimattunde vertreten. Seine umfangreiche Tätigkeit führte ihn immer wieder in direkte Verbindung mit der Bevölkerung und besonders auch mit den Vertretern der Heimatbewegung. Seine heimatischen Sendungen waren stets ein Beweis seines feinen Verständnisses des Volkstums und seiner umfassenden Kenntnis des heimatischen Lebensraumes. C.

Der Gründer des Wilseder Heidemuseums 70 Jahre alt. Der Konrektor und Heideforscher Dageförde vollendete am 14. Juni seinen 70. Geburtstag. Er ist mit dem „Heidepastor“ Bode zusammen der eigentliche Gründer des Heidemuseums bei Wilsede, das nun seit dreißig Jahren den Heidjörn und Heidewanderern „ein lebenswahreres und lebenswärmes Bild vom Leben und Treiben der Altvorderen liefert“. Dageförde ermöglichte damals die Eröffnung des Museums durch die Hergabe seiner privaten Sammlung. Er ist selbst der Sproß eines alten Heidegeschlechtes aus Dageförde. Da sich im Jahre 1906 keine andere Gesellschaft fand, das Eigentum zu übernehmen, gründeten die genannten Männer mit dem damaligen Besitzer des Totengrundes, Professor Thomsen in Münster, eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung; sie erwarben auf Abbruch ein altes Bauernhaus und bauten es als „Heidemuseum“ wieder auf. Das daneben liegende Gasthaus war als Einnahmequelle für die Stiftung gedacht. Seit 1890 treibt Dageförde Familienforschung, und im Jahre 1915 erschien aus seiner Feder die Ortsgeschichte des Dorfes Dageförde.

Niederländische Grabsteinkunst. Ueber dieses Thema sprach vor einer zahlreichen Zuhörerschaft in der „Maus, Gesellschaft für Familienforschung, Bremen“ der Heimatdichtsteller Die-drich Steilen. Der Redner gilt durch seine jahrzehntelangen Forschungen als der beste Kenner unserer Dorffriedhöfe. Er zeigte in seinem Vortrage vor allem, welche Bedeutung die Grabsteine für die Familienforschung haben.

Weiter spricht aber auch aus den Inschriften der tiefreligiöse Sinn unseres Volkes. Der bildliche Schmuck und die Trachten der dargestellten Personen geben Einblicke in das innere und äußere Leben unserer Vorfahren. Auch in bezug auf die zahlreichen Symbole und Hausmarken sind sie eine Fundgrube für den Familienforscher. Die Friedhöfe sollen nicht nur ein Beweis der Pietät gegenüber unseren toten Lieben sein, sondern sie sollen der Nachwelt zugleich ein Bild von dem Kulturstand unserer Zeit geben. Darum gehört die Pflege der Dorffriedhöfe mit in den Kreis der Bestrebungen, die auf die Verschönerung von Dorf und Stadt hinzielen. Im Oldenburger Land ist das Dorf Dötlingen bei Delmenhorst als Musterdorf für die Verschönerungsaktion herausgestellt worden. Das Presse- und Propagandaaamt der „Deutschen Arbeitsfront“ (Kraft durch Freude) des Gaues Weser-Ems empfiehlt deswegen den Besuch dieses Ortes. —c.

Ist die Erhaltung des Weichdaches möglich? Unter dieser Überschrift brachte Oberregierungsrat a. D. Dr. Franzke in der Zeitschrift „Volkstum und Heimat“ (NS-Kulturgemeinde, Abt. Volkstum und Heimat) einen Aufsatz, der für die künftige Baugeschichte wesentliche Ausführungen bringt. Er ist Betriebsführer der Schleswig-Holsteinischen Landesbrandkasse und daher als Sachmann berufen, daß man seine Vorschläge beachtet. Von 65 000 landwirtschaftlichen Betrieben sind dort die Gebäude von 50 000 Betrieben noch weichgedeckt. Der Verfasser des sehr lehrreichen Aufsatzes kommt zu dem Schluß: „Das Dach aus Ret und Stroh ist das betriebswirtschaftlich beste Dach; es ist auch das landschaftlich schönste Dach. Eine systematische und umfassende Brandverhütungstätigkeit und eine zweckmäßige Bauweise unter Beschränkung der Größenverhältnisse haben darauf hinzuwirken, die Brandgefahr des Weichdaches so stark herabzubringen, daß seine Vorzüge die gegenüber dem Hartdache größere Brandgefährlichkeit überwiegen, daß deshalb die Brandversicherungsbeträge zwar höher als beim Hartdach, jedoch erträglich bleiben und den besonderen betriebswirtschaftlichen Vorteilen des Weichdaches angemessen entsprechen.“

Ortschaften im Morgensterngebiet in ältesten Ansichten II:

Geestendorf in Kriegeszeiten

- 4 -

Im Jahre 1696 erschien zu Nürnberg im Verlage Christoph Kiegel in lateinischer Sprache ein mächtiger Foliant von rund 800 doppelseitigen Seiten über die Taten Carl Gustavs (Karl X.) von Schweden von Samuel Rufenborg, von der Witwe des Verfassers Carl XI. gewidmet und mit einer Vorrede von Gottfried Thomajus; ihm folgte im nächsten Jahre 1697 im gleichen Verlage die der Königinwitwe Hedewig Eleonora gewidmete deutsche Uebersetzung, deren nach barockem Geschmack recht langatmiger Titel beginnt: „Herrn Samuel Kreherrns von Rufenborg Sieben Bücher von denen Thaten Carl Gustavs Königs in Schweden...“ Beide aufs prächtigste ausgestattete Bände haben 124 gleiche, blatt- und doppelseitig große Kupfer und Radierungen von französischen, schwedischen und deutschen Künstlern (ein gefalteter Kupferstich von mehr als Meterlänge ist darunter); nur sind die Abzüge der späteren deutschen Ausgabe naturgemäß schwächer. Diesem Werke entstammt die oben wiedergegebene Radierung Nr. 60 „Dahlbergh Del (ineavit), Ricken je (cit)“, Blattengröße 28,3 zu 34,5 Zentimeter. Aus den „Erklärungen Aller derer in diesem ganzen Werk auf denen Kupfern sich befindlichen Lateinischen Anmerkungen / Welche Dem in der Lateinischen Sprache unerfahrenen Leser aus Liebe in das Deutsche übersetzt / ...“ ergibt sich, daß der Zeichner unseres Blattes war: Erich J. Dahlberg, 1660 des Südermännischen Regiments zu Fuß Obrist-Lieutenant, des Königs Festungsbaumeister. Die Beschriftung wird also verdeutscht: „Schanz bey dem Dorff Lehe / so nach viertägiger Belagerung des General-Feld-Marschalls Herrn Graf Carl Gustav Wrangels / Befehl sich ergeben müßen / den 2. Aug. 1657. N. Hürnehmte Batterie für vier Stüde. B. Eine Batterie mit 2. Stücken versehen. C. Batterie für 2. kleine Feld-Stücke. D. Dänische Attaque / den Schwedischen entgegen gesetzt. E. Kessel für 2. Mörser. F. Geestendorff ein Dorff / allwo Sr. Erzlehenz Herrn Graf Wrangels Haupt-Quartier.“

Worauf bezieht sich die Darstellung? König Friedrich III. von Dänemark war als dänischer Prinz seit 1621 Koadjutor, seit 1634 Erzbischof von Bremen gewesen, hatte als solcher die Geestemündung besessen und dort 1628 die Geestendorfer Schanze angelegt. 1632 war das Gebiet in die Hände der Schweden gefallen, die es dem Erzbischof 1635 wieder überließen. 1639 legte er auch nördlich der Geeste eine Schanze an. Wieder wurde bald darauf der Küsteneintrich von den Schweden besetzt, die ihn im Westfälischen Frieden behielten. Aber den ehemaligen bremischen Erzbischof, nunmehrigen dänischen König, der Schleswig-Holstein besaß und auf die Erbfolge in Oldenburg nach dem Tode Anton Günthers Aussicht hatte, lockte dieser verbindende Landstrich; so griff er, wie Brandenburg, in den schwedisch-polnischen Krieg ein. Beinahe wäre damals die Geestemündung englisch geworden; schon verhandelten die Schweden darüber mit Oliver Cromwell, um seine Hilfe gegen die Dänen zu erlangen. Aber nach der Kriegserklärung 1657 handelten die Dänen rasch: von Glückstadt her rückten ihre Truppen über die Elbe in das Herzogtum Bremen ein, nahmen an der Oite die Belumer Schanze und zogen vor Bremerförde und Stade. „Darauf wurde auch von den Dänen (3. Juli) die Geestendorfer Schanze ohne große Mühe erobert / weil / da drey dänische Schiffe von der Weser die Stücke geloset / der Commandant sich alsobald den Feinden aus einer Jaghaftigkeit auf Discretion ergab / und ließ sich selbst mit den andern Officieren zu Kriegs-Gefangenen machen / die gemeinen Soldaten aber wurden unter die dänischen Regimenter gestedet. In der Schanze wurde Proviant genug / und viel Kriegs-Ammunition gefunden. Es ging auch die Schanze bey Lehe (die Lehn-Schanz) nach scharfen Widerstande an den Feind über.“ Aber die dänischen Erfolge waren nicht von Dauer. Denn aus dem Haupt-Quartier bey Ottenfen / schickte der König Wrangeln mit drey Regimentern zu



Füße / und einer starken Mannschafft zu Pierde über die Elbe / in das Herzogthum Bremen; Welcher daselbst auch glückliche Verrichtungen hatte / indem er (27. Juli) innerhalb vierzehn Tagen alle Schanzen und Befestigungen / welche die Dänen eingenommen hatten / wieder eroberte / und dieselben / wo er sie antraf / schlug / so daß in wenig Tagen bey dritthalbtausend Dänen verloren gegangen / und die meisten unter Schwedische Kriegesdienste gebracht worden.“ Diese Wiedereinnahme der Leher Schanze schildert das Blatt. — Nachdem der dänische Reichs-Feldmarschall Andreas Bille, der Bremerförde genommen hatte, noch im selben Jahre 1657, als die Schweden Friederichsdubbe einnahmen, gefallen war, wurde der Krieg 1658 durch den Frieden von Torstun-Roeskilde beendet.

Es ist das einzige Mal, daß Geestendorf in einem größeren kriegerischen Geschehen eine, wenn auch untergeordnete Rolle spielt. Ein Dorf an sich reizte die Menschen damals meist noch nicht, es mit Feder oder Stift im Bilde festzuhalten; man dachte wohl wie Scheffels Rodensteiner: „Ein Dorf, was ist's? Nur Mist und Rauch!“ Und wenn Dahlberg, der mit dem Zeichner die Kriegsergebnisse verfolgte, die Gestalt des Ortes hier so nebenbei uns Späteren aufbewahrt hat, so eben mehr als Staffage, um durch einen kräftigen Vordergrund für das ihn und die Zeitgenossen eigentlich fesselnde größere Thema und im ganzen eine malerische Wirkung zu erzielen. (Die schwarze, dreizehnige Mauer in den Kartuschen des Namens rechts und links ist das Wappenschild des gräflich Wrangelschen Wappens.) Marketennderwagen, zehende, spielende, Beute herbeischleppende Soldaten beleben das Blatt; zwei schwere Gänse führen in der Mitte mit ihren Reitern den Blick in das Bild hinein. Man erkennt deutlich, wie im Bilde zwei verschiedene Blickpunkte vorliegen: Mittel- und Hintergrund sind grundrißartig aus der Vogelschau gesehen, der Vordergrund aber in Seitenansicht. Dabei sind nach Art der Zeit die Bodenerhebungen übertrieben — hier die Butjadinger Marsch als Hügelaland! — und bei der Marienkirche ist der halbrunde Chorschluß (statt des niedrigen Sankthausens mit geradem Schluß) sicher falsch. Sonst ist das Bild treu: es bewahrt uns noch das steilere Dach und die romanischen runden Fenster der Kirche, die das 19. Jahrhundert durch nachgemachte gotische mit eiserne Fabrikfensterstäben zu ersetzen für gut fand. Es bewahrt uns links eine Ansicht der Geestendorfer Schanze, die eigentlich nur ein Erdwall war vermutlich auf den Resten der einstigen Stinteburg von 1408 und nach der bremischen Anlage von 1628 vom schwedischen Gouverneur Grafen Königsmark 1653 erneuert, und rechts der von den Schweden nach den Regeln neuester Festungsbaunkunst mit vorpringenden Sternbatterien ausgebauten, innen mit einigen Unterfunkthäusern für die Besatzung ausgestatteten weit jetzigen Leher Schanze; es gibt endlich den alten Geestelauf wieder, der kurz vor der

Mündung nochmals nach Süden ausbog und in dieser Schlinge die Leher Schanze barg. Es ist also das Gelände zwischen Geestemünder Altmarkt und Rathaus; aber es ist nicht, wie man gelegentlich hören kann, die viel größere Carlshurg (auf der Stelle des heutigen Bremerhavens), die erst seit 1672 allmählich von den Schweden nördlich der jetzigen Geestemündung angelegt wurde und bei deren Anlage die heutige Mündung entstand (so daß die Leher Schanze eine Zeitlang auf einer Insel lag), bis schließlich die letzte Geesteschlinge verschwand.

Wenn wir, wie bisher, der ewig junge, heute nach fast dreihundert Jahren deselbigen Weges fahren, so ist von all diesen Befestigungen nichts mehr geblieben; aus dem alten Dorf Geestendorf und dem jüngeren Ort Geestemünde ist längst die Stadt Geestemünde, aus den Städten Geestemünde und Lehe die Stadt Wesermünde geworden; keines der erhaltenen Geestendorfer Bauernhäuser ragt mehr in jene Kampfzeit zurück. Einzig die stille Marienkirche auf der Geesthöhe über der Wesermarsch weiß noch davon. Wenn an ihrem Turm in eisernen Ziffern die Jahreszahl 1663 steht, so bedeutet das nicht das Jahr der Erbauung der Kirche — die ist weit älter —, sondern es gibt das Jahr an, in dem der Kirchturm wieder ausgebaut wurde, nachdem seine Spitze im Kriegsjahre 1657 so zugerichtet worden war, wie es das Bild zeigt. (Abzüge der Radierung im Morgenstern-Museum, in der Handelskammer zu Wesermünde-Geestemünde und in der Bremerhavener Stadtbücherei.)

Schr.
(Glg. Schröter, Bild: Dr. Möllencamp.)

Wer sich rühmt, es in der Bildung nun so weit gebracht zu haben, daß er die Sprachen unseres Vaterlandes nicht mehr versteht, läßt das künftig wohl, wenn er bedenkt, daß er sich eben dadurch für unfähig erklärt, irgendeinen Punkt älterer vaterländischer Angelegenheiten gehörig aus dem Grunde zu begreifen. Was du heute mit eiletem Unbedacht verwirfst, wird dein Entel als gelehrte Sprache wieder lernen, weil er sie nicht mißsen kann, vielleicht auch, weil ihn die Lust beschleicht, von den verschollenen Freiheitsbriefen, die der Großvater nicht mehr lesen konnte, einmal etwas zu erfahren.

Friedrich Christoph Dahlmann (1827).

Ein Denkmal für die lippischen Ziegler

soll in Lage, der alten Stadt des Ziegelhandwerks, errichtet werden. Es ist in Aussicht genommen, in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes, auf dem Sedanplatz, ein würdiges Denkmal aufzustellen. Die Modelle sind im Rathaussaale bereits ausgestellt. Die „Lipp“ kündigten bei uns den Frühling an. Sie kamen wie die Schwaben ins Land und überfluteten zur Hauptsache die Marschgegenden. Der Ziegelmeister sorgte für die Mannschafft, er war der eigentliche Unternehmer, er beherbergte, beföstigte und überwachte sie. Die Zeit nach dem großen Brande von Hamburg (1842) und dann wieder die Auswirkungen des Zollanschlusses brachten — z. B. für das Land Lehdingen — eine Blütezeit der Ziegelindustrie, wie sie nie wieder kam. Im Jahre 1877 wurden auf den 118 Ziegeln dieses Ländchens von den 1780 Lippnern etwa 140 Millionen Backsteine hergestellt. Im Jahre 1921 wurden linkselbisch allein 120 Millionen gezählt, die jährlich 200 Millionen Steine lieferten. Aus den Bauern wurden Großindustrielle und „Lehmkonditoren“. So wird das geplante Denkmal auch uns an eine Zeit erinnern, die zwar einen Strom von Geld ins Land trieb, die aber nach der Abtragung des fetten Bodens ein verwüstetes Land zurückließ, Spuren erschreckenden kapitalistischen Raubbaues, die namentlich in Südhedingen deutlich erkennbar sind und damit Mahnzeichen bedeuten, das Land der Väter nicht rücksichtsloser Ausbeutung preiszugeben.

Verantwortlich: H. Bockhacker.